

10. Kapitel

»Liebe mich dann,
wenn ich es am wenigsten verdient habe,
denn dann brauche ich es am meisten.«

(Unbekannt)

Piemont, Italien, Sonntag, 20. Juli, 07.45 Uhr

Der Wildbach

Rouven wurde die Veränderung der Landschaft erst nach und nach so richtig bewusst. Ein überwältigendes Panorama tat sich vor ihm auf. Hatte er sich vor Vercelli noch in der fast unendlich weiten Ebene befunden, so lag nun das Gebirge schon fast zum Greifen nahe vor ihm. Unter einem stahlblauen Himmel tauchten wie aus dem Nichts die von Schnee und Eis gekrönten Viertausender der Walliser Alpen auf. Rouven erkannte den Dom, das Allalin- und das Breithorn sowie das Monterosa-Massiv trotz der ungewohnten Perspektive. Er fühlte sich sichtlich erleichtert und begann zu strahlen, als er sah, dass er seiner Heimat Stück für Stück näher kam. Und er wusste, bis zum Fuße der Berge wäre es nochmals mindestens ein Tagesmarsch. Das hieß also weiterhin: essen, was der Acker oder das Gemüsebeet hergab, und schlafen im Heustadel bzw. im Kleintierstall, sofern sich die erste Variante nicht umsetzen ließ. Und vor allem hieß es eines: Er musste die Berge schneller erreichen. Eine Kürzung der Marschzeit war notwendig.

Das Glück war jedoch auf Rouvens Seite, als er auf einer mäßig befahrenen Landstraße entlangwanderte. Plötzlich vernahm er hinter sich das leise Brummen eines Dieselmotors, das immer näher rückte.

»Ein Lkw? Am Sonntag?«, durchzuckte es ihn. Er drehte sich um, und tatsächlich erblickte er, noch in der Ferne,

einen weißen Kühl-Lastwagen mit Anhänger, der rasch Richtung Norden unterwegs war.

»Jetzt oder nie! Eine solche Chance hast du heute nur einmal!«, sagte sich Rouven und hob mutig den rechten Daumen in die Höhe.

Zischend entwich die Druckluft aus dem Bremssystem, als das Fahrzeug direkt neben Rouven zum Stillstand kam. Es war ein moderner Mercedes-Lkw, blitzsauber und mit dem Schriftzug der Firma *Della Valle-Fiori* versehen. Der Fahrer ließ das Fenster herunter und streckte den Kopf heraus, als Rouven an die Kabine herantrat.

»Ivrea?«, fragte der Junge lediglich, mangels besserer Italienischkenntnisse. Er hatte keine Ahnung, wie viele Kilometer Fußmarsch er mit diesem Ziel einsparen konnte.

»Si, si, amico: Ivrea – Aosta – Galleria Monte Bianco – Francia!«, antwortete der Fahrer und öffnete für Rouven die Beifahrertür.

Der Junge atmete erleichtert auf und kletterte behände auf den Beifahrersitz. »Grazie!«, sagte er und schnallte sich an, während der Fahrer den ersten Gang einrasten und den Lastenzug langsam anfahren ließ.

»Vacanze?«, fragte der Fahrer nach einer Weile, aber Rouven verstand ihn nicht sofort und sah den Mann ungläubig an.

»Ferie?«, versuchte er es nun, und diesmal nickte Rouven eifrig.

»Si, si, ferie!«, antwortete er.

»Aaha!«, gab der Fahrer von sich.

»Tedesco? – Deutsch?«, fragte er weiter.

»No, Svizzero!«, antwortete Rouven.

»Aaha!«, machte der Fahrer und sagte: »Piante e fiori« (Pflanzen und Blumen), und deutete mit dem Daumen nach hinten, zur Ladung.

»Trasportare anche a domenica!«, erklärte er weiter.

Rouven hatte verstanden und nickte wieder. Blumen müssen auch sonntags transportiert werden, damit sie am Montagmorgen taufrisch im Gartencenter verkauft werden können.

Die dürftigen Sprachkenntnisse der beiden verhinderten tief greifende Gespräche. Rouven bekam jedoch mit, dass der Fahrer sich Virgilio nannte und öfters Pflanzen und Blumen auch in die Schweiz lieferte. Dabei stufte er die Städte Genf und Bern als besonders sehenswert ein, lobte die schweizerische Sauberkeit und die stets funktionierende Müllbeseitigung. Von der übrigen Schweiz kannte er nur die Autobahnen und ihre Raststätten.

Nach etwa einer Stunde Fahrzeit erreichten die beiden die ersten Vororte von Ivrea, einer Kleinstadt mit rund vierundzwanzigtausend Einwohnern, am südlichen Eingang zum Aostatal gelegen. Und Virgilio erklärte Rouven, dass er ihn kurz vor dem Stadtzentrum aussteigen lassen müsse, denn er wollte seinen Lkw nun möglichst schnell auf die Autobahn bringen, die durch das Aostatal Richtung Frankreich führt, um Zeit zu gewinnen.

Der Junge gab sich sehr zufrieden mit diesem Reiseziel, und als das Fahrzeug mitten auf der Hauptstraße kurz anhielt, deutete Virgilio auf die Häuser und sagte knapp: »Centro!«

Rouven bedankte sich, rief beim Hinausspringen ein fröhliches »*Tschau!*« und winkte dem weiterfahrenden Lkw nach.

Rouven musste nur noch die mittelalterliche Brücke über die Dora Baltea überqueren, dann befand er sich bereits im Zentrum. Er nahm sich die Zeit und schlenderte durch die Gassen der Altstadt. Nach einer kurzen Rast entschied er sich für die Via delle Gallie, die einstige römische Handelsstraße, die die Po-Ebene mit dem Aostatal verbunden hatte. Ab Aosta teilte sich die Route.

Eine führte über den Kleinen St.-Bernhard-Pass nach Frankreich, die andere über den Großen St.-Bernhard in die Schweiz. Die Via ist heute ein bei Touristen beliebter Wanderpfad, vor allem wegen der zahlreichen historischen Baudenkmäler. Das Aostatal stand rund fünfhundert Jahre lang unter römischer Herrschaft. Den Überresten ihrer Besiedlungen begegnet man auch heute noch vielerorts auf Schritt und Tritt. Aber vorerst fielen Rouven die zahlreichen gut erhaltenen, mittelalterlichen Burgen und Schlösser auf. Es waren im ganzen zweiundachtzig, also musste auf jedem Kilometer des Tales mindestens eine historische Anlage anzutreffen sein. Tatsächlich, so stellte er fest, hatten die meisten Burgherren Sichtkontakt zu ihren Nachbarn.

Bei Pont-St.-Martin suchte sich Rouven ein Nachtlager und fand ein solches wieder einmal bei einem Bauern. Die Frau des Hauses, offenbar sehr kinderlieb, bot dem Jungen eine Übernachtung auf dem Heustock an und offerierte ihm frühmorgens eine währschafte Mahlzeit mit Eiern und Speck. Dankbar genoss Rouven diese für ihn überraschende Gastfreundschaft und langte herzlich zu. Er fragte zaghaft nach dem Preis, aber die Frau winkte sogleich ab. Sie sehe ihm an, dass er sowieso noch etwas anderes vorhabe, sagte sie mit ihrem norditalienischen Dialekt. Jedenfalls hatte dies Rouven so verstanden. Darum bot er ihr an, am nächsten Morgen wenigstens beim Ausmisten des Stalls behilflich zu sein, was die gute Donna dann dankend annahm.

Rouven erledigte die Sache im Handumdrehen, wusch sich ausgiebig am Brunnen im Hof und verabschiedete sich schließlich mit einer mit Proviant gefüllten Tasche. Die Signora verzichtete darauf, den Jungen mit unbequemen Fragen über seine Herkunft und seine Reiseziele zu löchern. Nur allein dafür war Rouven ihr sehr dankbar.

Der Junge kam zügig voran. Trotz der heißen Julisonne, die auf seinen Rücken brannte, schonte er sich nicht und wollte so rasch wie möglich in den Norden. Er bestaunte die auf der linken Talseite gelegene mächtige Festung Bard, die von Napoleon belagert, eingenommen und zerstört und später durch italienische Truppen wieder aufgebaut worden war. Er nahm die verschiedenen Baustile der Burgen, Schlösser und Kirchen zur Kenntnis, überquerte Flüsse auf zweitausendjährigen Römerbrücken, aber für mehr Muße wollte er keine Zeit verschwenden. Er legte nur dann kurze Pausen ein, wenn er an Brunnen seinen Durst stillen und seinen nackten Füßen eine Abkühlung gönnen wollte.

Und Rouven hatte ein neues Problem: Jetzt, da er allein auf sich gestellt war, wurde ihm bewusst, dass sein Proviant spätestens mit dem Abendessen aufgebraucht sein würde. Er musste sich also etwas einfallen lassen, um wieder an frische Nahrung zu gelangen. Es gab zwar immer noch Maisfelder, aber für eine strenge Wanderung hatte diese Nahrung zu wenig Kalorien. Er musste also den Römerpfad kurzfristig verlassen, um im nächsten Dorf etwas Essbares aufzutreiben, wobei er die zehn Euro fünfzig Rückgeld aus dem Messerkauf in Vercelli keinesfalls jetzt schon ausgeben wollte. Das Geld sollte vielmehr für absolute Notfälle zur Verfügung stehen.

Ein wunderbarer Sonnenuntergang tauchte die Landschaft in goldene Farben, als Rouven den malerischen Ort Verrès erreichte. Er schlenderte neugierig durch den alten Dorfkern, fand aber nichts Brauchbares, das das Risiko eines Diebstahls gerechtfertigt hätte. So schlug er sich östlich in den Wald und beobachtete Familiengarten-Areale, Kleintiergehege und Ähnliches. Dabei stieß Rouven etwas abseits der Siedlungen auf eine verwilderte Anlage mit mehreren Teichen.

Diverse Rohre, die frisches Wasser den Becken zuführten, ließen Rouven erahnen, dass es sich um eine – wenn auch verwehrte – Fischzucht handeln musste.

Er blickte sich um und sah, dass er allein war. Er überstieg einen desolaten Maschendrahtzaun und kontrollierte die Wasserbecken. Ein paar waren leer. Dann entdeckte er eines mit wenigen mageren Jungfischen, hatte jedoch keine Ahnung, um welche Art es sich handelte. Just im letzten Becken, dem größten, tummelten sich ein paar prächtige Burschen. Da wurde Rouven bewusst, dass er immer noch einen richtigen Speer mit sich herumtrug, und er beschloss, sein Glück zu versuchen und einen Fisch zu fangen. Er vergewisserte sich, dass er von niemandem beobachtet wurde.

Dann legte er die Umhängetasche beiseite und ließ sich vom Rand aus ins Wasser gleiten. Sofort stockte ihm der Atem, das Wasser war eiskalt. Rouven betrachtete seine Füße auf dem moorigen Teichgrund und seine Beine, die käsebleich durch das hüfttiefe Wasser schimmerten. Er begann zu zittern und kämpfte gegen aufkommende Muskelkrämpfe. Aber es blieb ihm nichts anderes übrig: Er musste es probieren. Er versuchte, möglichst ruhig zu stehen, hob den rechten Arm mit dem Speer, dessen Spitze auf die Wasseroberfläche zeigte, und wartete.

Als sich ihm einige Tiere näherten, stieß er zu – vergeblich! Er nahm einen anderen Standort ein und wartete erneut. Dann stieß er wieder zu und verfehlte den Fisch auch dieses Mal. Erst nach mehreren Versuchen gelang ihm ein Fang. Wie der sprichwörtliche Blitz aus heiterem Himmel, so schnell stieß er zu.

Der Fisch hatte nicht die geringste Chance. Die schlanke Spitze durchbohrte den etwa vierzig Zentimeter langen, silbrig-grauen Fischleib gänzlich, und Rouven zog ihn aus dem Wasser. Er zappelte kaum noch, als der Junge mit steif gefrorenen Gliedern und vor Aufregung zitternd aus dem

Teich stieg. Dann nahm Rouven den Fisch von der Speerspitze und überlegte sich, was er mit ihm anfangen könnte. Er griff zu seinem Dolch und stach dem Tier unmittelbar hinter den Kiemen ins Rückgrat. Der Fisch war augenblicklich tot. Dann schnitt er ihm den Bauch der Länge nach auf und pulte mit beiden Daumen die Innereien heraus. Schließlich wusch er den Fisch im Teich und steckte ihn in seine Tasche. Er packte seine Sachen zusammen und zog sich eilig in den Wald zurück.

Am Fuße einer Felswand fand er einen kleinen ebenen Platz, der von großen Felsblöcken umgeben war. Diese boten einen idealen Sichtschutz, denn der Junge hatte bereits dürres Holz zusammengetragen, und bald knisterte ein Feuer in der Mitte des kleinen Platzes. Nun suchte er sich einen schlanken, geraden Stecken als Bratspieß, steckte den Fisch der Länge nach darauf und hielt ihn für eine Weile über die Glut. Sorgfältig drehte er den Spieß immer wieder, darauf achtend, dass der Fisch nicht zu stark austrocknete oder angesengt wurde. Anschließend genoss er seinen ersten selbst gefangenen und selbst grillierten Fisch, den er fortan *truite au forêt* nannte, zusammen mit Brot und Äpfeln, die er von den Theaterleuten aus dem Tal mitgenommen hatte.

Unterdessen war es Nacht geworden, und Rouven verspürte eine bleierne Müdigkeit. Darum legte er nochmals Holz ins Feuer und trug trockenes Laub zusammen. Dann kuschelte er sich auf der Seite liegend in sein Laubnest, sodass er die Flammen betrachten konnte. Kurze Zeit später fielen ihm die Augen zu, und er schlief tief und fest bis zum nächsten Morgen.

Rouven erwachte noch vor Sonnenaufgang, denn ihm war kalt. Die Sommer im Aostatal sind kurz, aber heiß und trocken; und die nächtliche Abkühlung ließ die nahen,

schneebedeckten Berge erahnen. Also raffte er sein Zeug zusammen, bedeckte die Überreste des Feuers mit Waldboden und machte sich auf zur nächsten Etappe. Er wählte einen Naturpfad durch den Wald, der über die Abhänge auf der linken Talseite führte, weil er keine Lust hatte, nochmals den Weg ins Tal zur Römerstraße zurückzulegen.

Wie zu erwarten war, gab es wieder einen sonnigen, heißen Tag. Nur ein paar Schleierwolken zeigten sich am sonst makellos blauen Himmel. Rouven beabsichtigte, ohne größere Pause bis zum nächsten Ort zu wandern, ohne zu wissen, welcher das sein würde.

Später, es musste bereits Nachmittag sein, nahm er die scharfe Linksbiegung des Tales wahr und erblickte in der Ferne das Dorf St. Vincent. Er ging durch das alte Zentrum und beschloss, dort lediglich eine kurze Rast einzulegen, um möglichst bald wieder auf den Waldweg zurückzukehren.

Nach einer Weile gelangte er an den Rand eines größeren Seitentals. Immer lauter werdendes Rauschen kündigte das Vorhandensein eines Bergbaches an, und schon öffnete sich der Wald und gab den Blick frei auf ein breites Geröllband, in dessen Einschnitt ein ansehnlicher Wildbach über ein Chaos unterschiedlich großer Granitfelsen donnerte.

Rouven fand keine Möglichkeit für eine Überquerung und entschloss sich, weiter unten nach einem geeigneten Übergang zu suchen. Das erwies sich als richtige Entscheidung.

Das Bachbett wurde breiter, sodass sich die Wassermassen besser verteilen konnten, und das Gefälle nahm etwas ab. Die Landschaft wurde richtig malerisch: Große, vom Wasser rund geschliffene Felsen wechselten mit Sand- oder Geröllbänken ab, und das Wasser stürzte mal über blank poliertes Gestein, mal rauschte es durch kleine Canyons oder murmelte in breiten Mäandern über den Kies. Diese

Idylle wurde von sattgrünen Mischwäldern eingerahmt. Rouven fühlte sich von diesem Szenario hingerissen, und so beschloss er, eine größere Pause zu machen. Die hochstehende Sonne brannte unbarmherzig vom Himmel, und Rouven war völlig verschwitzt. Darum sehnte er sich nach einer Erfrischung. Was also lag näher, als ein Bad im Wildbach zu nehmen?

Er schaute sich um, und als er sich unbeobachtet fühlte, streifte er seine Kleidung ab und hechtete splitternackt in eine kleine, mit Wasser gefüllte Mulde, in die ein etwa zwei Meter hoher Wasserfall stürzte. Er prustete und schnaubte wie ein wilder Stier. Das kalte Wasser raubte ihm schier den Atem. Es schien, als ob es direkt aus dem Gletschereis entsprungen wäre. Dennoch hechtete der Junge mehrmals kopfüber von kleinen Felsen, schwamm unter den Fall und ließ sich das Wasser auf Kopf und Oberkörper prasseln.

Bevor sich die ersten Anzeichen einer Unterkühlung bemerkbar machten, kletterte er auf einen großen, glatt geschliffenen Felsklotz, aß hungrig einen Apfel und ein Stück Salami. Dann schmierte er sich mit Melkfett ein, legte sich bäuchlings hin, alle viere von sich gestreckt, und ließ sich die Sonne auf den Rücken scheinen, während der warme Fels seinen Bauch erwärmte.

Dann geschah etwas, was Rouven eigentlich gar nicht wollte: Von den Strapazen ermüdet, das monotone Rauschen des Wassers in den Ohren, döste er plötzlich ein. So bekam er gar nicht mit, dass er schon seit Langem mit Sperberblicken beobachtet wurde.

Das Mädchen kam regelmäßig hierher an den Wildbach. Entweder um zu spielen oder ganz einfach um die Natur zu genießen und Erholung vom Alltag in der Schule zu suchen. Meistens war es allein unterwegs, seltener in Begleitung von Freundinnen.

An diesem Nachmittag trug das Mädchen eine blütenweiße kurzärmelige Bluse und sehr kurze, eng anliegende Bluejeans, die ihm gerade mal den wohlgerundeten Po und ansatzweise die Oberschenkel bekleideten. Seine zierlichen Füße steckten in knöchelhohen weißen Söckchen und die wiederum in weißen Sneakers mit hellblauen Zierstreifen. Eigentlich wollte das Mädchen nur ein bisschen am Wasser spielen, Steine werfen, vielleicht einen Staudamm bauen. Denn zu Hause war ihm wieder einmal schrecklich langweilig. Doch auf einen Schlag war alles anders.

Plötzlich tauchte auf der gegenüberliegenden Seite des Baches ein junger *Wilder* auf. Das Mädchen konnte sich gerade noch rechtzeitig hinter einen Busch ducken, bevor es entdeckt wurde. Als es sah, dass der *Wilde* beabsichtigte, am Bach eine Rast einzulegen, beschloss es, in seinem Versteck auszuharren, und begann ihn mit wachsendem Interesse zu beobachten. Vor allem bewunderte es seine Ausstattung, die spitze Lanze, den Dolch an seiner Seite, seine Tasche (was mochte wohl alles darin sein?) und seine abenteuerliche Kleidung.

Als das Mädchen sah, wie sich der Junge seiner Kleidung entledigte, blieb sein Herz fast stehen. Es rieb sich die Augen, aber es war kein Traum, sondern die nackte Wahrheit! Dieser athletische Körper, dieses indianergleiche Antlitz, die muskulösen und doch schlanken Beine und dann dieser wunderbare *Joystick*, der stramm zwischen den Oberschenkeln hervortrat! So etwas hatte es allernächstens dann zu Gesicht bekommen, wenn der Vater zu Hause unter der Dusche stand.

Und nun durfte das Mädchen (oder musste es?) diesem jungen *Wilden* beim Baden zuschauen und ihn beobachten, wie er sich einfettete und sich zum Sonnen hinlegte. Als es sah, dass er eingeschlafen war, setzte es sich auf einen Stein, zog die Knie an die Brust heran, ließ den Kopf

auf den verschränkten Armen ruhen und versank augenblicklich in fantasievollen Tagträumen. Es schreckte erst auf, als der Junge leise stöhnte und sich im Schlaf auf den Rücken drehte. Das Mädchen konnte sich nicht sattsehen. Der scheinbare Widerspruch faszinierte es: Wie dieser bildhübsche und kräftige Junge so splitternackt dagelegen hatte und unbekümmert seine stolze Mannespracht präsentierte und doch irgendwie so schutzlos und zerbrechlich wirkte, da wusste das Mädchen: Es musste mehr über diesen jungen *Wilden* erfahren. Und es schmiedete einen hinterlistigen Plan.

Es betrachtete den Schlafenden noch eine Weile und beobachtete, wie sich seine Brust mit jedem Atemzug regelmäßig hob und senkte, dann stand es auf, wagte sich aus der Deckung hervor und begab sich auf leisen Sohlen zum Felsen. Dort raffte es die gesamte Ausrüstung des Jungen zusammen, verschwand wieder hinter den Büschen am Waldrand und wartete geduldig ab, was nun geschehen würde ...

Rouven blinzelte in den Himmel und erschrak. Die Sonne stand schon ziemlich tief. Von der Sonnenbestrahlung etwas benommen richtete er sich auf, streckte sich und stellte fest, dass er immer noch nackt war. Darum sprang er vom Felsen, um sich seine Kleider zu holen und sich anzuziehen. Aber da war nichts mehr! Er ging um den Felsen herum – aber er fand nichts. Er dachte nach, wo er seine Sachen vor dem Bad hingelegt haben könnte. Es fiel ihm aber nicht ein. Genervt ging er um die Felsen herum und schimpfte laut vor sich hin. Dann suchte er noch ein Stück Waldrand ab, obwohl er wusste, dass er diesen Teil noch nie betreten hatte, und ging daraufhin noch lauter fluchend zu seinem Sonnenfelsen zurück, wo natürlich immer noch nichts zu finden war.

Das war endgültig zu viel für den Jungen: So ein fieser Kerl musste ihm seine ganzen Sachen gestohlen haben; und die düstere Vorstellung, wieder bei null anfangen zu müssen, ließ ihn vollends verzweifeln.

»Verdammtes Arschloch! Bring mir sofort meine Sachen wieder zurück!«, schrie er vergebens in den Wald hinein.

Seine Stimme überschlug sich.

Das Rauschen des Wassers verschluckte seine Verzweiflung. Er hockte sich ins Gras, schlug die Hände vor das Gesicht und begann zu weinen. Dicke Tränen rollten aus den Augenwinkeln und bildeten silbern glänzende Rinnale auf seinen Wangen.

Rouven wurde von solchen Weinkrämpfen geschüttelt, dass er gar nicht wahrnahm, dass ein Mädchen vor ihm stand. Erst als er ein Paar weiße Sneakers vor sich stehen sah, hob er den Kopf und blickte in ein Mädchengesicht, das ehrliche Betroffenheit und Bedauern ausdrückte. Und das Mädchen trug in seinen waagrecht ausgestreckten Armen Rouvens gesamte Ausrüstung.

»Salut!«, flüsterte das Mädchen scheu, und in seiner Stimme klang ein großes Stück Unsicherheit mit. Es wusste nicht, ob der *Wilde* nur mit einem verbalen Zornesausbruch reagieren oder sie sogar schlagen würde.

Aber es kam nur ein knappes, mehr fragendes »Salut?« über seine Lippen, während er sich die Tränen mit dem Handrücken aus dem Gesicht wischte.

»Bitte entschuldige! Ich wollte dich nicht so verletzen! Es sollte doch nur ein Spaß sein«, sagte das Mädchen.

Rouven verstand die Welt nicht mehr. Gestern noch befand er sich in Italien. War er nun, während er schlief, nach Frankreich gebeamt worden? Das Mädchen sprach zwar französisch, aber es war ein furchtbarer Dialekt, und der Junge hatte alle Mühe, auf Anhieb etwas zu verstehen.

»Dieser Spaß ist dir echt gelungen!«, versuchte es Rouven mit seinem Schulfranzösisch. Er war beleidigt und wütend zugleich, weil es ein Mädchen war, das ihn zum Narren gehalten hatte! Einem Jungen hätte er schon längst seine Faust in den Magen gerammt! So dachte er jedenfalls.

»Ich sagte doch schon: Es tut mir leid!«, bekräftigte das Mädchen etwas energischer. Und dann mit einem verschmitzten Lächeln: »Ich habe dir beim Baden zugeschaut!«

»Und? Auch während ich schlief?«, fragte Rouven überflüssigerweise.

»Da habe ich dich auch betrachtet!«, sagte das Mädchen, und Rouven fühlte, wie die Schamesröte in seinen Kopf stieg.

Da kniete sich das Mädchen zu ihm hinab, um ihm seine Sachen zurückzugeben. »Wie alt bist du?«, fragte es.

»Vierzehn«, sagte Rouven knapp. »Und du?«

»Ich bin auch vierzehn Jahre alt«, antwortete das Mädchen.

»Schön, dann haben wir wenigstens etwas Gemeinsames!«, maulte Rouven immer noch beleidigt.

»Wenn du möchtest, drehe ich mich weg, während du deine Sachen anziehst«, schlug das Mädchen vor. »Allerdings muss ich zugeben: Eigentlich habe ich schon alles an dir gesehen!«

Und bewundernd fügte es hinzu: »Und das, was ich gesehen habe, war sehr beeindruckend!«

Rouven hätte jetzt mit jeder überreifen Tomate konkurrieren können, und er spürte den Schweiß auf seiner Stirn perlen.

»Also, dann dreh dich mal um, ich möchte jetzt aufstehen«, sagte er verlegen, dann erhob er sich und band sich flink den Lendenschurz um.

»So, du kannst dich wieder umdrehen!«

»Wie heißt du?«, fragte Rouven, während er seine Weste anzog.

»Ich heiße Isabelle, Isabelle Avondet. Und du?«

»Du kannst Rouven zu mir sagen, oder einfach *Wildler*, das ist auch okay!«

Das Mädchen kicherte: »Du verrückter kleiner *Wildler*! Sag mal, woher kommst du überhaupt? Ich habe dich hier noch nie gesehen!«

»Aus der Schweiz. Wir haben zurzeit Sommerferien«, sagte er knapp.

»Oh, du bist aus dem Wallis herübergekommen?«

Aber anstatt eine Antwort abzuwarten, meinte das Mädchen mit einer entsprechenden Kopfbewegung, so als wäre die Grenze nur einen Steinwurf weit entfernt: »Das liegt ja gleich da drüben. Wenn du dem Bergbach hinauf folgst, dann kommst du zum Mont Cervin, das bei euch Matterhorn heißt. Aber von unserer Seite sieht es nicht so schön aus, eher wie ein Geröllhaufen.« Dabei kicherte sie, streckte den Arm aus und zeigte am Wasser entlang in die Berge.

»Und was machst du hier? Bist du vielleicht auf der Jagd?«

Das Mädchen inspizierte den Jungen und seine sonderbare Bekleidung und konnte ein erneutes, leises Kichern nicht unterdrücken.

»Ich bin auf einer Trekkingtour.«

»Für Trekking hast du aber nicht sehr viel Gepäck dabei!«

Isabelle setzte eine zweifelnde Mimik auf, die dem Jungen nicht entging.

Rouven zuckte mit den Schultern und sagte mit betonter Gleichgültigkeit: »Och, das gehört so zum Programm!«

»Und woher kommst du?«, fragte er ausweichend.

»Unsere Familie wohnt da drüben in Châtillon«, und sie deutete in den Wald hinein.

Rouven blickte erwartungsvoll in Isabelles Augen und betrachtete ihr schönes Gesicht etwas genauer: Die ebennmäßige, leicht ovale Gesichtsform wurde umrahmt von schulterlangem, hellbraunem, fast schon ins Blonde gehendem Haar, die blauen Augen konnten auffordernd dreinblicken, dann folgte einer wohlproportionierten Nase ein Mund, der beim Lachen zwei Zahnreihen offenbarte, die genauso weiß strahlten wie das ewige Eis auf dem Montblanc. Ihre vollen Lippen ließen sehr sinnliche Küsse erahnen. Ihr Teint war ein seidig glänzendes Hellbraun mit einem Hauch Bronze und ein paar lustigen Sommersprossen, genau so, wie man es von einem Leben, das vorwiegend in einer der schönsten Alpenregionen stattfand, erwarten konnte.

Isabelle ihrerseits musterte Rouven etwas genauer und befand, dass er doch ein bisschen mitgenommen aussah, und ein unüberhörbar lautes Magenknurren verriet ihr, dass er einen Riesen Hunger haben musste. Unkompliziert und direkt fragte sie ihn:

»Na, mein *Wilder*, möchtest du vielleicht mit mir nach Hause kommen? Wenn meine Eltern es erlauben, könntest du mit uns zu Abend essen, und ich könnte mir vorstellen, dass du auch nichts gegen ein Bett für die Nacht einzuwenden hättest!«

Rouven zögerte zunächst, verlegen über so viel Gastfreundschaft, aber dann dachte er an die Art und Weise, wie sie ihn behandelt hatte. Er packte seine Sachen und sagte ihr, wieder ganz Herr seiner Männlichkeit, schon fast befehlend: »Also dann, geh du voraus!«

»Wie weit ist es?«, fragte er, und sie antwortete: »Nicht sehr weit, etwa fünfzehn Minuten durch den Wald, dann sind wir zu Hause!«

Schweigend gingen sie eine Weile lang, als Isabelle plötzlich stehen blieb, sich nochmals umdrehte und von

Rouven wissen wollte: »Qu' est-ce que c'est (Was ist das):
>Aaschloch?«

Rouven schoss heißes Blut in den Kopf, und sein Puls pochte in den Schläfen. Verlegen schaute er auf den Waldboden und betrachtete seine Füße. Die Situation war ihm äußerst peinlich, und er wollte nicht dümmer dastehen, als er sich fühlte.

»Oh ..., äh ..., rien ..., nichts Besonderes!«, gab er, im wahrsten Sinn des Wortes, aber auch, weil ihm nichts Besseres einfiel, von sich und zuckte, immer noch verlegen, die Schultern.

Isabelle lächelte verschmitzt, wandte sich ab und setzte den Fußmarsch fort.

Mittlerweile war die Sonne ganz hinter den Bergen verschwunden, und das letzte Licht wies den beiden den Heimweg.